



Er klagt über den Mangel an Theilnahme, den die Nation ihren großen Dichtern gegenüber an den Tag legt und fährt fort: „Ich will nicht ungerecht sein, und hier unerwähnt lassen die Verehrung, die man hier dem Namen Goethe zollt. Aber, Hand aufs Herz, mag das seine, weltliche Betragen unseres Goethe nicht das meiste dazu beigetragen haben, daß seine andere Stellung so glänzend ist? ... Fern liege es von mir, den alten Herren eines kleinlichen Charakters zu zeihen. Goethe ist ein großer Mann in einem feindlichen Volk.“ Und im Anschluß hieran erzählt er, wie Goethe den frankfurter Handelsherren, die ihn ein Denkmal setzen wollten, mit der Erklärung: „er sei gar kein Frankfurter“ das frankfurter Bürgerrecht zurückwies und schaltet ein spöttisches, doch seine Feinde nicht auf diesen Vorzug ein, aus dem die wärmste Verehrung Goethes hervorleuchtet, und welches zugleich beweist, wie unabehaglich sich Goethe im Jahre 1815 als Comptroirist des Bankhauses Rindskopf in dem „Krämerneß“ gefühlt hat. Was Goethes „Frankfurterhaft“ betrifft, so bemerkt er freilich später in seinem Buch über Börne: „Was wir nemlich in Norddeutschland Manicheln nennen, ist nichts anderes als die eigentliche frankfurter Landessprache, — — — Börne sprach diesen Jargon sehr schlecht, obgleich er ebenso wie Goethe, den heimathlichen Dialekt nie ganz verlegen konnte.“ In dem dritten „Berliner Briefe“ vom 7. Juni 1822 heißt es gelegentlich der Erwähnung von des Pafors Postfischen in Lemgo „Falsche Wanderjahre, für deren Verfasser zeitweise Barnhagen angesehen wurde: Von letzterem war es sehr unwahrscheinlich, da er zu den größten Verehrern Goethes gehört und Goethe sogar in seinem letzten Heft der Zeitschrift „Kunst und Alterthum an Rhein“ selbst erklärte, daß Barnhagen ihn tief begriffen und ihn oft über sich selbst belehrt habe. Währlich, nächst dem Geheile, Goethe selbst zu sein, fenne ich kein schöneres Gefühl, als wenn Einem Goethe, der Mann, der auf der Höhe des Zeitalters steht, ein solches Zeugnis gibt.“ Nach der Erwähnung der Goethe'schen Borede zum „deutschen Gibias“ (cf. Goethes Werke, Cotta 1875. VIII. 156, 723) heißt es dann immer im gleich entzückten Tone weiter: „Auch hat dieser fröhliche Geist, der All-Baicha unserer Literatur, wieder einen Theil seiner Lebensgeschichte herausgegeben. Diese wird, sobald sie vollständig ist, eines der merkwürdigsten Werke bilden, gleichsam ein großes Zeitpos. Denn diese Selbstbiographie ist eine Biographie der Zeit. Goethe schildert meistens letztere und wie sie auf ihn einwirkt; statt das andere Selbstbiographen, z. B. Rousseau, bloß ihre leidige Subjektivität im Auge hatten.“

Freilich wird auch schon in diesen Berliner Briefen, wenn auch gemäßigter, aber in negativer Form, auf den oben erwähnten Punkt hingedeutet, bezüglich dessen Goethe zwischen sich und Goethe eine weise Spalte lassen soll. Wo er, hier wie in einem Briefe an Setze, von Menschenrechten, von Wahrheit, Freiheit und den großen Fragen des öffentlichen Lebens spricht, führt er immer nur die Namen Herder's, Lessing's und Schiller's im Munde, ohne Goethes Erwähnung zu thun. Da die betreffenden Stellen vor der persönlichen Begegnung mit Goethe geschrieben sind, so ist Robert-Lornow's

Bemerkung, daß Goethe den Punkt, wo er Goethen keine Be- munderung zollen konnte, schon angedeutet habe, ehe sich persönlicher Groll in sein Herz fühlte, unanfechtbar. Auch maaden sich Anzeichen, daß sich Goethe von dem absoluten Goethe- Kultus der Napoleon'schen Epoche, die neben dem einen Goethe keinen andern duldeten, schon vor dem Jahre 1824, wo die Begegnung mit Goethe in Weimar stattfand, zu emancipiren ver- suchte, doch noch vor diesem Zeitpunkt gelang, zu emancipiren Goethe'sche Komplikation: Goethe in den Zulassungen der Mit- lebenden (Berlin 1823) hatte Goethe einen Aufschub zu liefern versprochen. Er sendet denselben auch ein, bitter aber, den darin herrschenden „bumpen, breiten Wädel- und Beem- Wier- war“ mit dem nervösen Kopfschmerz zu entschuldigen, welches ihn schon damals plagte und auch Anlaß zu der berühmten Fußwanderung durch den Harz u. s. w. im Herbst 1824 geworden ist. Barnhagen drückte den Aufschub nicht ab, weil er zu spät gekommen sei; Goethe aber bemerkt ohne jeden Groll in einem Briefe an Moser, der Aufschub habe Barnhagen wahrscheinlich nicht gefallen. Wenige Wochen später schreibt er an Rahel's Bruder Ludwig Robert: „Sie können kaum glauben, wie artig ich mich jetzt gegen Fran von Barnhagen betrage — ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe gelesen. Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, sondern ein lebender. Goethe gefällt mir sehr gut.“ In der That, wie Gottschall in einem Aufsatze über Goethe's Briefwechsel mit Barnhagen („Unser Zeit“, 1865 S. 509 ff.) treffend bemerkt, ein so profanes Lob, daß es in jenen Kreisen für eine strafwürdige Kezerei gelten mußte. Goethe habe eben Goethe nicht anders verehren können als manche wilde Vögel ihre Oden, nämlich mit einer von burlesken Sprüngen unter- brochenen Anbacht, welche allerdings nicht zu den frommen Altären der Barnhagen'schen Goetheverehrung passen wollte.

Die Harzreise und der Besuch bei Goethe fanden nun im Herbst 1824 statt. Wie sehr der letztere Goethe vermisst haben muß, geht daraus hervor, daß er in der „Harzreise“ desselben mit keiner Silbe gedenkt, und ebensowenig in einem gleichzeitigen Briefe an Moser (25/10. 1824), wo es mit einer Art ingrämiger Ironie heißt: „Ich war in Weimar, es geht dort sehr gutes Bier ...“ und weiterhin: „Ich war in Weimar, es geht dort auch guten Cimetarben ...“ und zum Schluß nochmals: „Das Bier in Weimar ist wirklich sehr gut, nämlich mehr darüber.“

Das Kurze und das Lange an der Sache war offenbar, daß Goethe den jungen Wanderer herablassen und oberflächlich behandeln und von dessen grünem Dichtersrum nicht die nöthige Notiz genommen hatte. Maximilian Heine schreibt darüber (f. Strodtmann, Goethe's Leben und Werke, 3. Aufl. S. 398 f.): „Goethe empfing Goethe mit der ihm eigenen graziösen Herab- lassung. Die Unterhaltung, wenn auch nicht grade über das Wetter, betragte sich auf sehr gewöhnlichen Boden. Da richtete Goethe plötzlich an Goethe die Frage: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?“ Goethe erwiderte der junge Dichter: „Mit einem Faust.“ (In der That hatte der Dichter, wie er auch Barnhagen mittheilt, einen solchen Plan: einzelne Szenen dieses „Faust“ hat er sogar schon während des ersten Aufenftalles

**Literatur und Kunst.**

Wir erhalten von der Verlagsbuchhandlung A. Hartleben in Wien die erste, prächtig ausgestattete Vielerlei eines neuen Werkes von A. v. Schönerer-Verhandlung, das unter dem Titel „Von Ocean zu Ocean“ eine Schilderung des Welt- meeres und seines Lebens enthält. Das vorliegende Heft enthält, emdlichlich des reich ausgestattetem Prologes, nicht weniger als 20 Illustrationen, ferner einen Farbendruck: „Unter- weitliche Sandstige mit Weibchen“ und eine farbige Karte. Die Reichhaltigkeit in der äußeren Ausstattung entspricht dem Pro- gramme des Werkes, das in 20 Lieferungen 200 Illustrationen, 12 Farbendruckbilder und 16 Karten enthalten soll. Die Ein- führung“ entrollt in großen Zügen die Zeichnung des schönen Werkes. „Von Ocean zu Ocean“ soll wieder ausschließlich eine populäre Oceanographie, noch vorwiegend naturwissenschaftlich aber rein naturphilosophisch, sondern dies alles zusammen sein. Von der physikalischen Beschaffenheit des Meeres ausgehend, im weiteren Verlaufe die großartigen Erscheinungen der Land- und Tiefen- bildungen berührend, soll das Werk die Kette ausführlicher geographischer Schilderungen mit dem reichen organischen Leben der Ozeane verbinden und hierdurch das hier unerhöbliche Thema des „Lebens auf dem Meere“ (Schiffen und Fischereien) in allen Zonen bildlich und textlich dem Leser vormitteln. Da der Verfasser sein Werk zu einer „Oceanfunde“ erweitern will —

einer Disziplin, die kaum dem Namen nach besteht, werden schließlich auch alle mit dem Ocean in Verbindung stehenden kulturgeschichtlichen Erscheinungen, von den arzten Kosmogonien bis zur modernen „Welttheorie des Meeres“, ausführliche Behandlung erfahren. Bei dem billigen Preise (60 Pf.) die Lieferung) wird das schöne Werk zweifellos große Verbreitung finden.

**g. Bucher. Reallexicon der Kunstgewerbe. Wien, Jahr 1884.** Ein treffliches vollständiges und doch frey wissenschaftliches Nachschlagewerk, das bei der hohen Genauigkeit und Verbreitung des heutigen Kunstgewerbes und bei der großen Zahl von schwerverständlichen Kunstausdrücken allen beteiligten Kreisen auf das wärmste zu empfehlen ist.

\* Die sieben Seilapreibungen der Bergpredigt der evangelischen St. Georgen-Gemeinde zu Glaucha-Galle in sieben Predigten ausgelegt von Friedrich Palmie, Krebiger der Französischen Stiftungen. Halle, Eugen Strien, 1884. 56 S. broch. 50 Pf.

\* Bittungen und Passaden von Ernst v. Wildenbruch. Berlin 1884. Freund & Seidel. 112 S. 90 Pf.

\* Kreisordnung für die Provinzen Ost- und West- preußen, Brandenburg, Pommern, Schleien und Sachsen vom 13. December 1872 in der seit 1. April gültigen Fassung. Textausgabe mit Parallelstellen und ausführlichem Sachregister.

oder zarten Heu eine vortreffliche Nahrung für dieselben. Zugaben von lauwarmem, abgerahuter Milch sind stets empfehlenswerth. Mehr als 2 Kilo Malzkeime sollten nicht verabreicht werden, und man kann leicht 1 bis 1 1/2 Kilo ganz betriebsfähige Resultate erzielen.

Nam Müller hat bei der Kälberanzucht mit den sog. Reichthigen Suppen sehr günstige Erfolge erzielt. 280 g Weizenmehl werden mit 4 Liter Wasser und 2 Liter abgerahmter Milch zu einem gewöhnlichen Brei klar gekocht; sodann kommen weitere 2 Liter abgerahmter Milch und 36 g Kalklösung hinzu und schließlich werden noch 280 g Malz- keime dem heißen Brei zugefügt; das Ganze bleibt eine halbe Stunde unter Umrühren an einem warmen Orte stehen, wird dann noch einmal aufgekocht und endlich durch ein feines Sieb filtrirt.

Letztere Kälber kann man auch sehr bald an Wurzelgewächse gewöhnen; man verwendet mit Vorzucht Kartoffeln, Möhren, Kohl- und Runkelrüben, doch empfiehlt es sich diese Wurzel- gewächse stets in ihre Scheiben zu schneiden und den Thieren keine zu großen Mengen davon auf einmal vorlegen zu lassen.

Nach unieren Erfahrungen ist gutes Weizen- und Kleber ein sehr zugehöriges Futter für ältere Kälber; alle Weizen, welche über das eine oder andere derselben können, sollten ihnen dieses je nach Bedürfnis vorlegen. — Nach Lehmann's Unter- suchungen verbraucht ein Kalb im Verlaufe des ersten Jahres, um zu einem Lebendgewicht von 350—450 kg zu kommen, im Mittel: 1300 kg Weizenheu, wenn es außerdem — bei seiner Futtermethode — noch 655 Liter Milch, 145 kg Fein- hoden, 140 kg Roggenkleie und 290 kg Hafer oder Hafer- schrot erhält. (Schluß folgt.)

\* Lehmann'sch zur Föschung der Rinde an Obst- bäumen. Ein Baumgarten in der Nähe von Zimbrud, 1900 Fuß über der Meereshöhe, dem Nord- und Ostwind ausgesetzt, mit undurchlässigem Untergrunde, war seit Jahrhunderten un- fruchtbar. Ein einziger Baum, und zwar von der besten Sorte — eine pariser Rambour-Reinette — macht eine Ausnahme. Es wurde nun der Versuch gemacht, die mit Wädeln aller Art über- wachlenen Bäume durch Unterfallen zu reinigen. Dieser Zweck wurde zwar herdurch erreicht, die Rinde der Bäume blieb aber den folgenden Sommer sehr trocken aus. Schließen sollte sich nicht ein. Im Herbst der darauffolgenden Jahres sollte ein Anstrich der Bäume mit einer Mischung von verdünntem Leim und Lehm verübt werden. Der Tagewerker versag aber den Lehm mit beizumischen, überdies die Bäume zuerst mit Leim- wasser und verbeizete seinen Fehler durch nachträglichen Leim- strich mit Weizenmehl. Im Sommer darauf stellte sich an allen Bäumen, selbst an sehr jungen, eine große Fruchtbareit ein und die älteren Rindentheile schälten sich von selbst los.

\* Die erregenden Wirkungen des Safer's. Nach Sanion enthält der Safer eine Art Alkohol lösliche, stickstoffhaltige, zur Gruppe der Alkaloide gehörende Substanz, Avenin, welche die Eigenhaft hat, die Bewegungstellen der Nerven zu erregen. Die verschiedenen Haterorten besitzen das Avenin in verschiedener Lyalität, was mit von der Beschaffenheit des Bodens abhängt, auf welchem der Safer gebaut wurde. Beträgt die erregende Substanz weniger als 0,9 Proz. des lufttrocknen Safer's, so wirkt sie nicht auf die Erregbarkeit der Nerven ein; dagegen ist die Wirkung gewiß, wenn mehr als 0,9 Proz. vorhanden ist. Das Avenin und Saferen des Safer's vermindert an der erregenden Eigenhaft ganz bedeutend. Die Erregung ist zwar viel prompter aber auch viel schwächer und von viel geringerer Dauer. Nach der Bereitung von 1 Kilo Safer hat die Er- regung der motorischen Nerven eine Stunde an. Die Wirkung steigt bis zu einer gewissen Höhe und nimmt dann all- mählich wieder ab.

\* Ueber günstige Erfolge von Anwendung künstlicher Düngemittel bei Wein berichtet J. V. Rippen in Herz- heim a. B.: Seit 1874 wurden die Weinberge alle 3 Jahre per Morgen mit 300 Ctr. Stalldünger und 4 Ctr. Weinbergdünger von G. Zimmer in Mannheim gedüngt, auf älteren Weinbergen und da, wo gelbe Blätter sich zeigen, außerdem alle zwei Jahre 4 Ctr. Kainit gegeben. Die so behandelten Weinberge zeichnen sich durch gelinde Farbe und lebhaftes Wachstum aus, der Weinbergdünger erzieht mithin in vortheilhafter Weise einen Theil des üblichen Stalldüngers (400 Ctr. in drei Jahren) und ist dabei billiger in seiner Anwendung.

\* Knochenerde und Kreide als Weisitzer für Lege- Eüner. In der Zeit des Eierlegens suchen die Säuer in der Regel heiter nach Kalk und finden denselben an Mauern, Fes- wegen u. a. u. Das ist zu erkennen, daß das dargelegte gewöhn- lich aus Körnerfrüchten bestehende Futter nicht die nöthige Menge Kalk, welche die Säuer zur Ausbildung der Eierchale bedürfen,

enthält. Ist den Säuern Gelegenheit geboten, sich in Gras- gärten und Wäldern zu ergehen, wo sie ihren Bedarf an Kalk durch Zerkleinern von Gras, von kleinen Schmeldehäuten u. c. eher decken können, so wird die Begierde nach Kalk weniger zu bemerken sein. Bedenklich wird es den Säuern natürlich sein, wenn ihnen in der gereichten Nahrung etwas Kalk gerührt wird. Da aber die Eierchale zu ungefähr 95 Proz. aus kohlensaurem Kalk besteht, so wird Kreide (kohlensaurer Kalk), die als Schlemmteide in jedem Drogenapothek zu haben ist, mehr am Plage sein als Knochen- erde (1/2 phosphorhafter, 1/2 kohlensaurer Kalk). Die Schale eines mittelgroßen Ei's wiegt ungefähr 7 g. Der Bedarf an Kalk ist also im Verhältnis zu der Größe und dem Gewicht der Säuer beträchtlich in der Zeit des Eierlegens. Mehr als 2—3 g Kreide pro Stück und Tag zu geben, wird jedoch nicht nöthig sein, da die Nahrung immer etwas Kalk schon enthält. Die Kreide wird man zweckmäßig durch ein feines Sieb über angefeuchtetes Futter (Kleie, Kartoffeln u.) abgeben, damit sie sich gleichzeitig mit dem- selben mischt. Knochenerde ist für die Ernährung der Auf- zucht natürlich besser am Plage als Kreide (1—3 g pro Stück und Tag). Besonders für diesen Zweck gut suberretische Knochenerde unter der Bezeichnung Futterknochenmehl ist bei den Futtermittel- händlern zu haben.

**Sach.**

Rebigit von S. Zarrafch.  
Aufgabe Nr. 48.  
Von S. v. Gottschall in Leipzig.  
Schwarz.

WeiB zieht und zieht in 2 Zügen mat.

Partie Nr. 47.  
Vor kurzem in Philadelphia gespielt.  
WeiB: Götzen. Schwarz: Grottkh.  
Englisches Springerzeital.

1. e2 — e4      f7 — e5  
2. Sg1 — f4      Sg8 — c6  
3. e3 — c3      Diese Eröffnung ist nie für WeiB günstig, und  
dem Weißen allerersten Range gegenüber am allermeisten angebracht,  
und der weiße Damenbauer bleibt häufig ständisch und hindert die Entwicklung  
des Damenfilars, während Schwarz ein sehr bequemes Spiel bekommt und leicht  
angreifbar vorrücken kann. Die Partie bietet ein lehrreiches Beispiel, wie die  
Schal einer unangünstigen Eröffnung ohne eigentlichen Fehler den raschen Verlauf  
des Spiels nach sich ziehen kann.  
3. ... — a4      d7 — d5  
4. f4 — a4      f7 — f4      In dieser Stellung der beide Zug und  
allen andern Dungen sind am angezeigten Königsbauern vorzuschieben.  
5. e4 — d5      Genüßlich geschieht hier zunächst a. b5 S7.  
6. ... — e2      Dd5 — d5 :  
7. ... — e8      e8 — e7  
7. Da4 — e2      Dd5 — e4 :      Der Damenstich, den weiß die  
Spieler vermeiden sollte, bietet hier die für die Fortzuehung des Angriffes, da  
durch die folgenden Züge der d-Bauer zurückgehalten und hierdurch die Entwicklung  
des Königsbauern gehindert wird.  
8. Le2 — e4      e5 — e4  
9. Sf3 — g2      Der Springer muß sich wohl oder übel dazu bequemen  
nach vorne zurückzugehen; ginge er nach d4, so würde durch Kstauch dieser  
ein sehr unangenehmer und über zu veränderlicher Doppelbauer entstehen,  
und auf h4 würde er natürlich durch g7 — g5 verloren gehen.  
9. ... — e2      Se6 — e5  
10. Le4 — e2      f6 — e5      Um dem Königspringer Platz zu  
machen.  
11. Sg1 — h3      Hier würde es sich wohl mehr empfehlen durch  
g2 — f4 den feinsten Springer aus seiner drohenden Stellung entweder  
oder nach d3 zu zwingen und ihn dort zu tauschen.  
12. Sd3 — f4      Sg8 — f6  
13. d2 — d4      e4 — e3 +  
14. Sf4 — d3      Se5 — d3 +  
15. Le2 — d3 :      Td8 — e8 +

# Landwirtschaft.

## Die Aufzucht unserer Haustiere.

### III. Die Rinder.

In den meisten Wirtschaften unserer Provinz ist das Rind als Nutzvieh schon seit längerer Zeit dem Schafe gegenüber in den Vordergrund getreten; die letzte Viehzählung hat ergeben, daß bei uns die Schafzucht immer mehr und mehr eingeschränkt wird, wohingegen die der Rinder fort und fort an Umfang und Bedeutung zunimmt. — In der Nähe größerer Städte ist hier wie in anderen Industriebezirken der Absatz für alle Produkte der Rindviehzucht ein sehr günstiger und unsere Landwirthe dürfen nicht darüber klagen, daß auch diese Produkte, wie viele andere ihres Betriebes, in der Neuzeit im Werthe und Preise zurückgegangen wären, sondern müssen zugestehen, daß bei rationeller Haltung und zweckmäßiger Fütterung ihrer Kühe, der Nutzen dieses Wirtschaftszweiges ein ganz befriedigender genannt werden kann. — Dieser Umstand weist uns darauf hin, der Zucht des Rindes die größte Aufmerksamkeit und alle Sorgfalt zu theil werden zu lassen.

Die Aufzucht der Rinder geschieht zu verschiedenen Zwecken; wir wollen durch dieselbe entweder den eigenen Wirtschaftsbedarf an Rindvieh decken, kompletieren oder solches zum Verkauf aufziehen. Die wirtschaftlichen Verhältnisse werden in den meisten Fällen bestimmend sein für die der Rindviehzucht zu gebenden Anordnungen; nur vereinzelt kann (bei reichen Leuten) die Passion für diese oder jene Art der Aufzucht und Haltung von Rindern entscheidend sein. — Man unterscheidet gewöhnlich drei Richtungen bei der Zucht dieser Thiergattung: Milchproduktion, Mastung und Jungviehaufzucht zum eigenen Bedarf oder zum Verkauf. Diese letztere wird gewöhnlich nur an solchen Orten lohnend sein, wo sich ganz besonders günstige Verhältnisse für das Futtermachstum & B. üppige Weiden finden oder wo man sich aus verschiedenen Gründen genöthigt sieht, die ganze Wirtschaft mehr extensiv zu betreiben.

Die Komplettierung des Milchviehbestandes durch eigene Aufzucht wird bei uns auch an solchen Orten am Platze sein, wo die zu große Entfernung von der Stadt einen direkten Milchverkauf nicht mehr rentabel macht, wo man schon mehr auf Mutter- und Käse-Fabrikation angehen will und die Verwertung der Milch stets einiges zu wünschen übrig läßt.

Zur Aufzucht eignen sich nach unseren Erfahrungen — die wir hauptsächlich in Holstein gemacht haben — am besten diejenigen Kühe gut gewachsener, milchergiebiger Rasse, welche in den ersten vier Monaten des Jahres geboren werden, weil solchen Thieren im Sommer und Herbst noch Gelegenheit zum Weidegange geboten werden kann, der für die Entwicklung des Rindes unentbehrlich von größtem Werthe ist.

Wer bereits im Besitze eines guten, nützlichen Viehstammes ist, wird bei der Auswahl für die Aufzucht bestimmten Rasses keine so große Schwierigkeiten finden wie diejenigen Wirthe, welche eine Verbesserung und Veredelung ihrer Herde noch ins Werk zu setzen haben; diese müssen bei der Auswahl der Zuchtkühe außer sich sorgfältig verfahren; jede Nachlässigkeit bestruft sich später sehr hart und bringt uns bei der Zucht nicht vorwärts, sondern häufig zurück. Das Ziel der Zuchtung und die diesem entsprechenden Form der Thiere muß unaußgesetzlich im Auge behalten und alles weniger Vollkommene muß von vornherein ausgeschlossen werden, um so den ganzen Viehstamm in möglichst kurzer Zeit zu einer durchschnittlich hohen Futterverwertung und Produktionsfähigkeit zu führen. (Rühn.)

Die erste und gewichtigste Nahrung des neugeborenen Kalbes ist unfeinigt die Milch der Mutter, und es können dessen Mägen erst nach und nach zur Verdaulichkeit anderer Nahrungsmittel gewöhnt werden. — Die Milch besitzt die nöthigen Bestandtheile, welche das Kalb zu seiner Erhaltung und Ernährung bedarf und zwar in einer leicht löslichen, für die Assimilation der Nährstoffe geeigneten Form. Besonders wichtig ist, daß dem Kalbe bald nach der Geburt die Brustmilch in möglichst kurzer Zeit zu einer durchschnittlich hohen Futterverwertung und Produktionsfähigkeit zu führen. (Rühn.)

dessen die neugeborenen Thiere gelinde und führt das fogen. Mutter- oder Darmpech schnell ab.

Gleich von vornherein müssen wir uns über die Art des ersten Aufzuchtverfahrens, welches bei den Kälbern zur Anwendung kommen soll, entscheiden; entweder lassen wir diese am Euter der Mutter saugen, oder wir schreiben sofort zur Trennung derselben und lassen die Kälber aus dem Kübel tränken. Nach verschiedenen sorgfältigen Untersuchungen verdient diese letztere Methode den Vorzug vor der ersten; sie gestattet eine gleichmäßige, nach dem Zweckzwecke geregelte Ernährung und später ein leichteres Entwöhnen von der Muttermilch, so daß die Kälber zu dieser Zeit im Wachsthum nicht aufgehalten werden.

Das Kalb erhält während der ersten 40 Lebenstage die Muttermilch, sei es durch Säugen an der Mutter oder durch Tränken aus dem Kübel. Geschicht letzteres, so sind (im Durchschnitt) täglich etwa 8—10 Liter Milch — nicht mehr — im lauwarmen Zustande zu verabreichen, wenn es keine größtmögliche Ausbildung erlangen soll. In der siebenten Woche kann man zur Darreichung von fester Nahrung übergehen, doch muß dieser Uebergang stets allmählig erfolgen.

An solchen Orten, wo die Züchtung auf eine spätere ausgezeichnete Leistung nach Seite der Fleisch- und Fettproduktion hin arbeitet, ist nach Dr. Jul. Kühn's Ansicht eine länger andauernde Verabreichung der reinen, unversehrt Muttermilch von besonders großer Bedeutung; in Gegenden aber, wo möglichst hohe Milchproduktion der Kühe Zweck der Züchtung ist, wird nach den Erfahrungen vieler Züchter ein etwas früheres Entwöhnen der Muttermilch empfehlenswerth sein.

Selbstverständlich muß dem Kalbe von frühester Jugend an eine gute Pflege zu theil werden; öfteres Putzen und Reinigen, bequemes Lager auf trockener Stroh, Regelung der Ausscheidungen mittels Verhütung aller Verdauungsstörungen event. sofortige Bekämpfung des Durchfalls wie der Verstopfung u. s. w. ist notwendig. — Das junge Thier darf weder zu warm, noch zu kalt gehalten werden; frische Luft ist denselben stets zuträglich, auch muß der Stall geräumig genug sein, um ihm eine freie Bewegung möglich zu machen. Nur für die fogen. Mastkälber sind enge Stallungen zulässig.

Zur Fütterung empfiehlt das Kalb möglichst frühzeitig an das fressen zu gewöhnen; man reiche ihm schon nach Verlauf des ersten 8 Tage ein Gemisch von grob geklumptem Leinöl, geriebenem oder gemahlenem Hafer und geschlammtem Weizenklein besser Qualität, von jedem eine Handvoll, in einem Kistchen oder Troge, welches an einem bestimmten Orte des Stalles zur Verfügung gestellt wird. — Diese Fütterung kann auch je nach Bedürfnis vermehrt werden. An den ersten beiden Tagen wird das Thier an den Trog geführt und das Futter mit dem Mäule in Berührung gebracht. Ueber den Trog ist ein Eimer mit öfters zu erneuerndem Tränkewasser und stets ein Salzlecken anzubringen.

In Holstein herrscht bei der Kälberaufzucht der Gebrauch, die Thiere recht bald an den Genuß mehligter Substanzen zu gewöhnen; man giebt ihnen einen Brei von Hafer- und Gerstenschrot und zwar ansteigend bis 0,75 Kilo an den Tag. An anderen Orten verwendet man gekochte Erbsen mit Vortheil zur Aufzucht. Von diesem Erbsenbrei thut man anfangs eine Kleinigkeit in die Milch und setzt täglich etwas mehr hinzu, sowie die Kälber mehr fressen, bis endlich die Milch ganz weggeläßt und der Erbsenbrei nur mit Wasser verdünnt den Thieren vorgelegt wird.

Nach den Versuchen von Dr. Jul. Kühn und Jul. Lehmann ist gequetschter Hafer den Kälbern dienlicher als ungebrochen; doch können auch schon im jugendlichen Alter ohne Nachtheil ganze Körner gegeben werden, und muß man ihnen zur Beförderung des vollkommenen Verdauens seinen Häcksel im Verhältnisse wie 2 Theile des letzteren auf 1 Theil Hafer beimischen. — Lehmann will die Beobachtung gemacht haben, daß je älter das Kalb ist, um so weniger vollständig verdaut es die ganzen Körner. — Nach unseren Erfahrungen in Holstein, wo alljährlich eine große Anzahl Kälber zum Verkauf aufgezogen werden, erscheint es stets vortheilhafter das Körnerfutter entweder geschrotet oder getoht zu verfüttern.

Wenn die Kälber ein Alter von 45—50 Tagen erreicht haben, so kann man sie allmählig an den Genuß anderer Futtermittel gewöhnen. Maßvolle Mengen reifer guter Gerste

in Nordernes (Magaz.) Goethe, dessen zweiter Theil des „Haut“ damals noch nicht erschienen war, fände ein wenig und frug dann in spitzigem Ton: „Haben Sie weiter keine Gesichte in Weimar, Herr Zein?“ Dieser erwiderte schnell: „Mit meinem Fuße über der Schwelle bei Gm. Grelzen sind alle meine Gesichte in Weimar erledigt“, und empfahl sich. Im Januar 1827 ergab sich nun Zein in dem Stofsauser, daß das die Entdeckung gemacht, alle Leute in Deutschland sind Genies, und ich, fast ich, bin der Einzige, der kein Genie ist. ... Um ein noch besseres Genie zu sein, muß man erst das Talent dazu haben, das ist der letzte Grund der Goethe'schen Größe. Das ist der letzte Grund, warum so viel Dichter zu Grunde gehen. ... Ich! ... Erst im Juli, also beinahe nach Jahresfrist, erfolgt, augenscheinlich auf festiges Anbringen Wolfer's, ein ausführlicher Erguß. (1.7. 1827): „Daß ich Dir von Goethe nicht geschrieben und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel freundliches und herablassendes gesagt, daran hast Du nichts verloren. Er ist nur noch das Gebilde, worin ein herrliches geblüht, und nur das war's, was mich an ihm interessirte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide!“ In diesem Stille geht es weiter, und es liegt auf der Hand, daß sich Zein hier Dinge eingeredet hat, die er selbst nicht glaube. Aber er rang sich bald durch alle Verhinderung durch, und wie Ironie und Selbstbetrug schließlich einer freieren und humoristischen Auffassung der Sache wichen, geht aus der berühmten Stelle in der „romantischen Schule (1833)“ hervor, (Ab. VI, 99 ff.) wo von dem Besuch in Weimar und den köstlich schmerzenden Pfämen an der Allee zwischen Jena und Weimar die Rede ist. Hier hat Zein das Gleichgewicht der Stimmung, das ihn seit Goethe gegenüber nicht wieder verließ, wiedergefunden. Die betreffende Stelle ist neuerdings durch alle Blätter gegangen und wir unterlassen deshalb hier ihren Wiederabdruck.

Freilich erreichte der Dichter dieses Gleichgewicht der Seele nicht ohne Kampf, und als ihm gar im Herbst 1827 hinterbracht wurde (von wem und auf Grund welcher Thatsachen, ist unbekannt), daß sich Goethe missfällig über ihn geäußert habe, gingen die Wogen des Zornes hoch. Er schreibt am 30. Oct. o. J. an Wolfer: „Daß ich dem Aristokratentum Goethe missfalle, ist natürlich. Sein Zabel ist ehrend, seitdem er alles Gekünstelte löst. Er fürchtet die amovierenden Titanen. Er ist kein ein schwacher, abgelebter Gott, den es verdrößt, daß er nicht mehr erschaffen kann. Warum kann bezeugen, daß ich ihn schon vor drei Jahren nicht mehr geliebt.“ Hierher gehört auch die im Einzuge dieses Aufsatzes zitierte Stelle, und zehn Jahre später gesteht Zein (XIV, 71) bei der Beschreibung von Wolfgang Menzels: „Die deutsche Literatur.“ „Herr Menzel sagte damals den Goethe unter ein Verleumdungsglas und das machte mir ein finstliches Vergnügen.“ Damals (28. 11. 1827) hatte er an Barnhagen geschrieben: „... Die Stellen über Goethe habe ich nicht ohne Schmerz lesen können. Wo denken Sie hin, lieber Barnhagen! Ich, ich gegen Goethe schreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir

feindlich werden, darf ich sie deshalb schon für bloße Irrthümer erklären? Ueberhaupt ist es Dummheit gegen Männer zu sprechen, die wirklich groß sind, selbst wenn man Wahres sagen könnte. Der letzte Gegenstand der Goethe'schen Denkwürdigkeit, nämlich die deutsche Nationalbeschränktheit und der seitige Pietismus sind mir ja am fatalsten. Deshalb muß ich bei dem großen Heiden anfallen, quod memo ... Gehöre ich auch zu den Ungläubigen, so werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen.“

In einem gewissen Widerspruch mit dieser Versicherung steht es nun freilich, daß Zein zwar Menzels Goetheverleumdung angeht, zugleich aber gegen Goethe's „Dramas“ sich einschlechte und den Uebergang der Goethe'schen Kunstperiode verlinde. Er ist sich dieses Zwiespalt und der Thatsache, daß er eine persönliche Verhöhnung nicht habe unterdrücken können, wohl bewußt und schreibt an Barnhagen (6.6. 28): „... In einer Rezension der Menzel'schen Literatur habe ich so freimüthig über Goethe gesprochen, als wenn ich seinen einzigen Goethekenner unter meinen Freunden säße. Ganz freimüthig? Nein! In acht Tagen bekommt über diesen Aufsatz — laßt Gnade vor Recht ergehen — jetzt mich nicht ab.“ Man vergleiche dazu die betr. Stellen in Ab. XII der ge. Werke S. 269 ff. Fast eben so schwankend ist Zein's Stimmung gegen Goethe noch in seinem nächstfolgenden Werke über Italien (1828/29), wo wir indessen folgende für das ganze Verhältniß höchst charakteristische Stelle finden: „Bei solcher Ueberfluth von Zehretz konnte es wohl geschehen, daß ein erster Adler, den mein Ruf aus seinen einsamen Kräumen aufgedrückt, mich mit geringfügigem Unmuth anfaß. ... So ein Adler hat einen unverrückten stolzen Blick. ... Ich glaube, der Blick, den ich ihm zurückwarf, war noch stolzer, als der seinige, und wenn er sich bei dem ersten besten Vorberbaum erlaubte, so weiß er jetzt, wer ich bin.“

Hieraus dürfen wir auf die Vorgänge bei jenem Besuche mit einiger Sicherheit schließen; verbürgt ist überhaupt nur eine Aeußerung Goethe's über Zein zu Garmann (14. März 1830, „Gespräche“ 4. Aufl. Ab. III S. 217), welche lautet: „Und wenn noch die bornirte Waise höhere Menschen verfolgte! Nein, ein Begleiter und ein Talent verfolgt das andre. Platen ärgert Zein und Zein Platen u. s. w.“

In der nächsten Zeit fallen eine ganze Reihe scharfer Streiflichter auf Goethe's Indifferenzismus gegen alles Politische; aber das ästhetische Urtheil wird immer klarer und objektiver und das Persönliche tritt ganz in den Hintergrund. So heißt es nicht ohne Selbstthat in der „Geschichte der Romantik“ (1833/35) „... Die Endthat der Goethe'schen Kunstperiode habe ich seit vielen Jahren vorausgesehen. Sie hatte gut propagiert! Ich konnte sehr gut die Mittel und Wege jener Unzufriedenen, die dem Goethe'schen Kunstreich ein Ende machen wollten, und in den damaligen Umständen gegen Goethe will man sogar mich selbst gesehen haben. Nun Goethe tobt ist, bemächtigt sich meiner barock ein munderbarer Schmerz.“ Ferner (Ab. VI, 86 ff.): „Zu meinem Uebe muß ich jedoch nochmals erwähnen, daß ich in Goethe nie den Dichter an-

34. Wogen an Dr. Karl Breis 075 W. Berlin 1894, H. v. Deder's Verlag, Wilmersdorf & Gehert.

\* Unterwirft sich Gemeinbetreibende und Geschäftsführer. Unerbittlicher Rathgeber und Führer in allen Fällen des gewerblichen und geschäftlichen Lebens. Gleich Hand- und Nachschlagewerk für viele Verhältnisse des Privatlebens. Enthaltend: Briefsteller, Geschäftsaufträge, Buchführung, Rechnungsweisen, Fremdenörterbuch, Post-, Telegraphen- und Eisenbahnwesen, Kländers und Fremde, Wägen, Waagen und Gewerkschaften, Geldverkehr, Sprachlehre, Rechtsdrehung, Gelegenheitsbücher, Stammbuchspiele. Ferner: Rechtsfreund oder sämtliche für Gemeinbetreibende und Geschäftsführer Bezug habende Gehele. Complet in ca. 20 Bänden zu 20 Pf. Altdruckt. Verlag von G. Zimmermann.

Seemann oder Diakonissen für Geburtshilfe. Eine Kritik des Bekanntheitsens. S. 11. Dr. Brenneke, prakt. Arzt in Eudenburg-Waldenburg, Leipzig und Neuwed 1884. Seniers Verlag (Louis Henier). 52 S. 8°.

r. In der Höflichkeit zu Goeth sind jüngst ausgegebene Wandmalereien vornehmlich bildlichen Inhalts, erdrückt worden. Derselben gegenüber nach dem „Christl. Kunstl.“ den Höhepunkt der weltlichen Kunst: in seinem Verhältniß des menschlichen Körpers und der Seelenstimmungen hat der

Künstler seine Meisterthat bezeugt. Die Malereien sind auf vorbereitendem Ritz in latter Temperaturlinien umrissen und zwischen den fast schwarzen, fast aufgetragenen Konturen mit glänzenden Farben und reicher Vergoldung ausgefüllt. Sie gehören wahrscheinlich der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts an und dürften mit dem Maler Ewerwin in Zusammenhang gebracht werden, der im Jahre 1231 zu Soest angefallen war.

Ein neues kirchliches Gehele verbietet die Ansicht von Kunstschätzern und Alterthümern und erklärt alle Punkte für Staats- und Wägen und Fremde, Wägen, Waagen und Gewerkschaften, Geldverkehr, Sprachlehre, Rechtsdrehung, Gelegenheitsbücher, Stammbuchspiele. Ferner: Rechtsfreund oder sämtliche für Gemeinbetreibende und Geschäftsführer Bezug habende Gehele. Complet in ca. 20 Bänden zu 20 Pf. Altdruckt. Verlag von G. Zimmermann.

Seemann oder Diakonissen für Geburtshilfe. Eine Kritik des Bekanntheitsens. S. 11. Dr. Brenneke, prakt. Arzt in Eudenburg-Waldenburg, Leipzig und Neuwed 1884. Seniers Verlag (Louis Henier). 52 S. 8°.

gegriffen habe, sondern nur den Menschen. Ich habe nie seine Werte getadelt." — Und während es in diesem Buche keine an den Goetheannern noch tadelt (VI, 77 ff.), daß sie die Kunst selbst als das Höchste proklamieren und sich von den Ansprüchen der wirklichen Welt, welchen doch der Vorrang gebührt, abwenden, wird er später mehr und mehr ein Anhänger dieses Prinzips und schreibt im Jahre 1837 (XI, 202), "... Ich bin für die Autonomie der Kunst, weder der Religion, noch der Politik soll sie als Diener dienen, sie ist sich selber letzter Zweck, wie die Welt selbst."

Wir schließen mit zwei rein persönlichen Bemerkungen, in denen es heißt: "Schöner ist es, das besondere Motiv zu erhaschen, das jeden Einzelnen dazu bewegen haben mag, seine antagotheanischen Überzeugungen öffentlich auszusprechen. Nur von einer Person kenne ich dieses Motiv ganz genau, und das ist diese selber bin, so will ich jetzt öffentlich gestehen: es war der Reid." (VI, 86) — und später in der Einleitung zum „Don Quixote" (XIV, 133 ff.): "Vielleicht ist der Schreiber dieser Blätter besonders besorgt, unsern großen Landsmann als den vollendeten Lieberdiener zu preisen. Goethe steht in der Mitte zwischen den beiden Ausrichtungen des Liebes, jenen zwei Schülern, wovon die eine leider mit meinem eigenen Namen, die andere mit dem Namen Schwabens bezeichnet wird." Und daran knüpfen wir eine jener herrlichen Probestellen, wie sie nur Goethe zu schreiben verstand, und in denen die reine und ungetriebene Bewunderung für Goethe zu klarstem und schönstem Ausdruck kommt (VI, 71 ff.): "Die Ungläubigen, die Orthodoxen ärgerten sich, daß in dem Stamme des großen Baumes keine Art von einem Heiligenbildechen befindlich war, ja daß sogar die nackten Dryaden des Heidenthums darin ihr Heidenthum trieben, und sie hätten gern mit geweihter Art, gleich dem heiligen Bonifazius, diese alte Rauberheide niedergehakt; die Ungläubigen, die Bekenner des Liberalismus, ärgerten sich im Gegentheil, daß man diesen Baum nicht zu einem Freiheitsbaum, und am allerwenigsten zu einer Barricade benutzen konnte. In der That, der Baum war zu hoch, man konnte nicht auf seinen Gipfel eine rote Wölfe stecken und darunter die Carmagnole tanzen. Das große Publikum aber verehrte diesen Baum eben, weil er so selbständig herrschte, weil er so lieblich die ganze Welt in seinem Wohlstand erfüllte, weil seine Zweige so prachtvoll bis in den Himmel ragten, so daß es auslief, als seien die Sterne nur die goldenen Früchte des großen Wunderbaumes."

Dieser Grundgedanke blieb fernherst für Goethe's Urtheil über Goethe maßgebend und wir müssen den Leser anerkennen, daß sich über das Weiter in der Robert-Loman'schen Schrift und Goethe's Werken selbst zu unterrichten. Wir wollten mit unserer Stütze in erster Linie auch die Behauptung des Verfassers unterstützen, daß Heine nicht, wie vielfach zu Unrecht bekannt wird, nur den Göttern des Witzes, der Ironie und des Sarkasmus subdit, sondern im Grunde so recht eigentlich ein „Mensch der Vegerisierung" war. Das tritt aus seinem Verhältnis zu Goethe trotzallem aufs deutlichste zu Tage.

Hermann Trescher.

**Aus dem Waldleben.**

**Die erste Ausfahrt.**

Fort wollte der leichte Jagdbog den Forste zu Ehrerbietig grüßten die Leute die neue Herrschaft, die halbvoll ihre Größe erwiderte und sich bedröhte, ebenjo freundlich zu danken, wie sie es in Berlin von den hohen Herrschaften so oft beobachtet hatte.

„Et ist doch ein ganz anderer Jerschl hier als in Berlin, wo einen kein Mensch nicht irrt!" bemerkte Semmelmann wohlgefällig.

„Du äben!" bestätigte die Gattin.

„Vater, wenn schiest Du mich denn einen Vogel?" fragte Ostar, den Eltern ins Gespräch fallend.

„Sobald wir in den Wald kommen, Kind!" tröstete der Herrgatte und bezeichnete der Gattin mit dem Finger die umliegenden Orte und die meisten Grenzen ihres nummernreichen Besitzthums. „Sieh, Emilien, dies allens gehört uns!"

„Du äben!" rief Frau Semmelmann mit leuchtenden Augen, „ich möchte nur, die Marijane und der Polde sähen es auch."

„Gedulde Dich, liebes Emilien. Der Leopold muß in Berlin erst Reitschunde nehmen," erklärte Herr Semmelmann

mit wichtiger Miene. „Für wen anders stehen die Reitschunde im Stalle als für unsern Sohn? Denn ich für mein Theil, ich werde mir schon bitten und mir von solchem Rader abwerfen lassen! Aber Leopold wird eine Figur spielen, daß alle Leute staunen, wenn er erst reiten kann. Und wegen der Marijane? Die muß auch erst noch Klavier spielen lernen, ehe sie hier Favore machen kann mit ihrer Klumpen. Ich habe wirklich noch weiter nichts von sie gehört als Eins, zwei, drei, an die Hand vorbei!" Damit kam sie in vornehmer Gesellschaft keine Ehre nicht einlegen. Französisch plappern soll sie nebenbei auch lernen, weil sie selbst es nicht können, wenigstens Du nicht. So muß die Tochter für Dich einsehen. In Männerreisen ist es freilich schon ein ganz andrer Ding; da hört man viel und merkt sich das beste. Ja, ja! gude mir nur nicht so verwirrt an! Vornehme Leute sagen „oui" und „non" anstatt „ja" und „nee!"

„Du äben! so, so!" nickte die Frau zustimmend. „So sprechend hatten sie den Wald erreicht."

„Ei," rief Ostar, „nun schiest mich der Papa einen Vogel!"

„Und ich kriege eine Schumpel!" fügte das Töchterchen hinzu.

Der Wald, herrlich, mit diesen Buchen und Eichen bestandener Laubwald, ließ hart bis an das Ufer des Flüsses. Nur die Fahrstraße führte zwischen beiden an der Spitze entlang, bis sie endlich den Uferstrand verließ und tiefer in den Forst einbog. Welch paradiesischer Anblick bot sich hier dem gefühlvollen Herzen des neuen Herrnbrunn, das von jeder so empfänglich für die Schönheiten der Natur gewesen war.

Sein Auge wendete sich hinaus zu den Wipfeln dieser Baumriesen, die hier wie in einem Urwald über den Weg hin sich gleichsam die Hände reichten und so eine lange natürliche Ehrenpforte bildeten, als wollten sie die neue Herrschaft bei ihrem Einzuge begrüßen. So sehr er sich darüber freute, bebauerte doch seine Gattin als praktische Landwirtin, daß das geschlossene Laubdach der Bäume jeden Grasnuss durch seinen Schatten erstickte. Wo aber eine lichtere Stelle den Strahlen der Sonne den Einblick gestattete, da wucherten auch in dem fetten Auenboden die spitzigen Grasnussel, mit tauend Blumen durchsetzt. Wilder Rosen sowie Waldwinde mit schneeweißen Frühlingsblumen umschlangen das niedere Gebüsch oder schwebten als Quirlen von einem Stützpunkte zum andern. Deutlich verrieth hier entgegen der kleine Urwald, daß er oft den Ueberfluthungen des Flüsses ausgesetzt sei, denn eine dicke Schicht von aufgeschwemmtem Sand und Gerölle bedeckte den Boden, um sich hier in befruchteten Humus umzuwandeln.

Doch horch! — Im tiefen Dunkel aufschmerzt stotter schon am Nachmittag eine Nachtigall so süß und klangvoll, daß Semmelmann dem Künstler ein leise gesprochenes „Halt!" zuruante, um dem unelblichen Gesange ungehörig zu lauschen.

„Ei jetzt!" jubelte Ostar, „jett schiest mich der Papa den Vogel! Ja, ja, Papa?"

„Hil!" machte der Vater, „hil! sei still!"

„Papa, mache doch!" drängte der Knabe lauter, „schiesse mich doch den Vogel, hier ist ja die Finte!"

„Laß das Gemehr stehen und halte Ruhe!" gebot der Vater mit seltener Energie.

Aber Ostar brach trotz des Jurendens der Mutter in schallendes Gelächern aus, sobald die erschröckte Nachtigall nicht nur ihren Gesang einstellte, sondern aufgeschreckt davonflog.

Herr Semmelmann war wegen der Störung verdrüsslich geworden. Er stellte dem Söhnchen die Bedingung, daß er nur dann einen Vogel erhalten solle, wenn er bei nächster Gelegenheit nicht wieder heule, und die Mutter setzte hinzu: „Du äben!" Aber Ostar erhob sich stolz und verlangte zur Belohnung, weil sie nicht mitgehault habe, sofort nach der Rückkehr — eine Schumpel.

Nun war kein Grund mehr vorhanden, im Weiterfahren einzuhalten. Es ging waldwärts dem Nadelforste zu, über eine abgeflachte Fläche, von welcher das Holz bereits abgefahren war, die Stübe aber noch gerodet wurden. Die Rodung von abgeflachten Wäldern, die weit verworrt in den Boden fest sitzen, ist eine schwere Arbeit. Küstlich durchhieben die Holzhauer die vorher freigelegten Wurzeln und trieben eine Keile in die Stübe ein, um diese vorher zu spalten und dann mit Hebezeugen besser fassen zu können. Zwei bis drei Arbeiter beschäftigten sich gemeinschaftlich an solchem Stamme

und der alte Förster, der schon lange Jahre unter der vorigen Herrschaft amtiert hatte, schritt griesgrämig die Reiben auf und nieder und ärgerte sich, daß er durch den Verkauf von Birten nicht mehr ein grüßlicher Förster sondern einer des Bäckers Semmelmann geworden sei. — Und dort kam er gar angefahren, der Emporkömmling! — Der Förster that anfangs, als ob er gar nichts bemerkte. — Aber die Arbeiter riefen ihm laut zu: „Herr Förster! Herr Förster! Die neue Herrschaft! — Sie kommt mitamt der gnädigen Frau! Sie ist schon da!"

Was half es? Der Förster Waplow mußte gern oder nicht gern näher treten und den Herrn begrüßen, der seinerseits recht freundlich dem alten Manne nickte und ihn sogar zum Einsteigen aufforderte, weil er mit richtigem Verständnis fühlte, daß er in allen vorstehenden Dingen vollkommen unmissend sei und sich belauscht gesprochen über so manches unrichtigen mißte. Es lag ihm viel daran, die Beamten in ihren Stellungen zu belassen, denn mit seinem praktischen Blicke begriff er schnell, daß die Besitzerschaft der Forsten keine so leichte Sache sei, wie sie ihm von seinem bisherigen Standpunkte aus erschienen war.

Die gnädige Frau Semmelmann erinnerte sich mit Entzücken ihrer Kindheit, wo sie sich eine Zeit lang bei einem Onkel, der Förster war, aufgehalten hatte, dort Erd- und Heidebeeren suchte und oft dem Aufzügen beim Hüten der Röhre half, wobei sie den Werth eines guten Grasnussel zur Viehweide feinen gelernt hatte — eine Wissenschaft, auf welche sie sich viel einbildete und die dem auch der Förster Waplow gebührend und pflichtschuldigst anerkannte und dabei versicherte, daß er ein so gründliches ökonomisches Wissen bei einer Dame aus der Stadt durchaus nicht erwartet habe.

„Du äben!" nickte Frau Semmelmann geschmeichelt, „nu äben!" Unterdeß hatte sich auch das laute Schlagen des jungen Herrn bemerkt. War es die Betroffung auf den Besitz eines geschossenen Bogels oder die Langeweile gewesen, kurz der Quell seiner Tränen verlegte und er blickte mit klaren Augen sich nach rechts und links um.

Schritt vor Schritt fuhr das Gefährt langsam auf dem Waldwege hin. Ringsum spähte das Auge des Försters, ob sich etwas zeigte, worauf er die Familie aufmerksam machen konnte. Mächtig leuchtete ein Blick über das alte, von weissem Haupt und Barthaar umrammte Gesicht und seine Hand deutete nach der Richtung hin, wo ein Reß mit zwei jungen Rädchen das junge Gras abfähe. Im Gefolge ihrer Sicherheit als Mutter sah sie die alte Wäde den Waschen an und die reigenden, mit weißen Flecken gezeichneten kleinen umspielten sie scherzend.

„Schies doch, Papa!" rief Ostar, „schies doch!" und er rief die Finte in die Höhe, um sie dem Vater darzureichen.

Aber noch ehe sie völlig gehoben war, ergiff der Förster das Gemehr und hielt es fest, ohne des wütenden Blickes zu achten, den ihm der Junge zuflanderte. „Warte nur, Du Dummer," murmelte der hoffnungsvolle Sprößling, „das sage ich meinem geraden Bruder, der wird Dich schon!"

Diese Drohung verhallte unbeachtet, denn die Rehe, durch den lauten Ruf aufgeschreckt, eilten der süßlichen Dichtung zu, in der sie den ihnen folgenden Blicken der Semmelmann'schen Familie entzweigten.

Noch unklammerte die Hand des alten Jägers tramschaft das Gemehr, an dem der ungezogene Junge mit Ungestüm zerrte, als der Vater, dem stillen Kampf der beiden bemerkend, ohne ein Wort zu sagen, die Büchse auf die andere Seite des Wagens stellte. Die Mutter aber, die schon für das Leben der Rehe geborgt hatte, nickte bekräftigt über die Handlungsweise des Vaters und hauchte mit Auerkennung: „Du äben!"

Jetzt fauchte auch der alte Jäger Müth, um der Herrschaft zu erklären, daß gegenwärtig, in der Schonzeit, nicht geschossen werden dürfe, am wenigsten aber ein weißliches Thier von den Jungen weg, denn, kurz gesagt, am Ende müßten natürlicherweise die kleinen umkommen, wenn die Mutter fehle.

„Du äben!" meinte Frau Semmelmann. „Siehst Du wohl, Ostarchen, Du mußt Dir gedulden!" Und der Herr äußerte: „Et mag wohl ganz dir sein, wenn die Neßmannen leben bleiben, man bedient sich aber nicht gleich alles."

„Aber ein Vogel, Papa — ein Vogel, den schiest Du mich doch?" fragte Ostarchen von neuem. „Das hast Du mich versprochen! Mache doch!"

„Und mich machst Du eine Schumpel!" stöhnte das Töchterchen bittern dazwischen, ohne daß ihre Rede beachtet wurde.

„Bögel brüten jett!" sagte der alte Beschützer des Wildes, gleichsam vor sich hin, „oder haben am Ende natürlicherweise schon Junge, kurz — kurz, jett müssen sie geschont bleiben." „Ach ja! Jett besinne ich mir! Hatte nicht gleich daran gedacht! — Sut, der Sie mir daran erinnern!" sagte Herr Semmelmann. „Ich höre Jagdbegierden für meinen Leben gern. Hier in meinen Forsten," sprach er weiter und betonte die Worte in meinen Forsten mit stolzem Gesichte, „hier giebt es wohl viele Hirsche und Rehe?"

„Nein, Herr Graf!" antwortete der Förster, erschrocken aber nicht wenig als er den Irrthum „Herr Graf!" bemerkte. „Nicht, nicht doch, Graf, Herr Förster!" sprach der Herr, indem ein stolzes, unglückseliges Wächeln sein Gesicht überzog. „Ich nenne mir schließlich Semmelmann."

„Natürlicherweise! ja, ja! kurz, kurz — am Ende versprach ich mich nur — also, wie gesagt, am Ende, Herr Baron von Semmelstein."

Diesmal schwebte der ehemalige Bäder geschmeichelt und schen in tiefes Erinnen versunken zu sein, während die Gemahlin das Wort ergriß, indem sie sagte: „Ich hoffe, ich werde nun stets Wildpret im Keller haben, denn mein Mann ist ein leidenschaftlicher Jäger. Darauf freue ich mir."

„Es ist nur schade, natürlicherweise, sehr schade, daß beim letzten Hochwasser, am Ende, wie gesagt, das weisse Wild natürlicherweise, ertrunken ist," sagte der Förster. „Kurz, kurz! wäre nun nicht aus den sonstigen Forsten, am Ende, am Ende, wieder etwas zu uns herübergekommen, es läßt am Ende, am Ende, natürlicherweise, bei uns sehr müßlich in dem Wildstande aus. Aber drüben, der Oberförster Feinmann, der schon natürlicherweise sehr und kurz, kurz, am Ende, wie gesagt, unser Wildstand kann sich am Ende wieder hehen."

„Du äben! Das hoffe ich auch," nickte Frau Semmelmann. „Aber bitte, sagen Sie mir, weshalb das Wild in das Wasser ging, um darin zu ertrinken?"

„Ganz verbißt sich der alte Mann bei dieser Frage die Dame an. „Wollen Sie mir gnädig, ich möchte sagen am Ende, gültigst erlauben, Frau Gräfin — nein, Frau von Semmelstein, ich wollte am Ende, natürlicherweise Sie unterthänigst bitten, Sie möchten die Gnade haben, mir am Ende zu erlauben, die Geschichte, kurz, kurz das Unglück zu erzählen, weil wir uns, wie gesagt, gerade jett, am Ende auf der Stelle befinden, wo natürlicherweise das Wild sich hingelächert hatte — als — als — am Ende das große Wasser kam. Sie erlauben doch gnädig, sich umzuwenden, denn dort ist die kleine Anhöhe, welche nach allen Seiten abfällt, und auf diese hatte sich das Wild natürlicherweise geflüchtet als sich die ungeheuren Wassermassen heranzwälzten. Wie gesagt, es war am Ende sehr traurig mit anzusehen, wie sich die Thiere so ängstlich umschauten und am Ende nichts, nichts als Wasser ersähten!"

„Wegemattet von den Entbehrungen des Winters, wagten nur die flüchtigen Thiere die Füßen zu durchschwimmen — aber der Strome ergriffe sie und wirbelte sie am Ende hinab in sein eisiges Grab!"

Der Förster schwieg in der Erinnerung an den Untergang seiner Viehlinge.

„Konnten Sie denn die Hirsche nicht in Käthen herüberholen?" frag die Dame.

„Allerdings verhielten wir mittels Käthen das Wild dem Ufer zuzutreiben, aber nur mit wenigen gelang es. Auch die Hundel vom Partkeise war nicht geeignet zum Kampfe mit den wilden Gewässern, die von den Bergen herab, wie gesagt, mit Gewalt dem Flußbette zufrömten. Wir kamen dabei natürlicherweise selbst in die größte Gefahr! Als das Wasser fiel, fuhr er senkrecht fort, „da sah man das ungelungene, ertrunkene Wild liegen! Ach, was das ein Anblick! — Zum Herbrechen, natürlicherweise!" und eine Thräne rann ihm in den ergauten Bart.

Semmelmann rührte die Wehmuth des alten Jägers, dessen Begleitung ihm heute so manchen Einblick in das Waldleben eröffnet hatte, welches ihm bisher nur aus romanhaften Schilderungen und den Bildern seiner eigenen Phantasie bekannt war.

Sich Wägen zu geben, war ihm ein schmerzlicher Gebanke — und so beschloß er, in den nächsten Tagen einen Besuch beim Oberförster Feinmann zu machen und diesen demütheten Fortmann um Rath und Belohnung in vorerwähnten Fällen zu ersuchen.

